

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 11

Artikel: Der arme Lukas : eine Geschichte in der Dämmerung [Fortsetzung]
Autor: Holzamer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665374>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heldenzeit. *)

Es gor vom schaubesprühten Belt
Bis zu Sanft Gotthards Nebelklüften
In fehdezorn und Streit die Welt,
Und Wehgeschrei quoll in den Lüften.
Da stieg von seinen grünen Weiden
Der Hirt zutal zum felsenstrand
Und zu Gelöbnis, Schwur und Eiden
Hob er die wetterbraune Hand:

„Es komme, was da mag!
Mit Waffen und mit Wehren,
Mit Schwertern und mit Speeren
Erwarten wir den Tag!“

Geschärft ist Spieß und Hellebart,
Sturmhut und Harnisch sind gehämmert,
Ums Banner steht das Volk geschart,
Der Freiheit blutig Frührot dämmert.
Des Adels Helm und Wappen prangen,
Dumpf schütternd stampft der Hengste Huf,
Doch über langer Speere Stangen
Aus tausend Kehlen dröhnt der Ruf:

„Es komme, was da mag!
Mit Waffen und mit Wehren,
Mit Schwertern und mit Speeren
Erwarten wir den Tag!“

Das Schlachtenungewitter schnob
Noch hundertfach durch unsre Gründe,
Eh sich aus Blut und Drangsal hob
Der sturmgefeite Bau der Bünde.
Den Bundgenossen ist geblieben
Der Freiheit ungebrochener Hort,
Und jedem stand ins Herz geschrieben
Der Heldenzeit erkühntes Wort:

„Es komme, was da mag!
Mit Waffen und mit Wehren,
Mit Schwertern und mit Speeren
Erwarten wir den Tag!“

Der arme Lukas.

Eine Geschichte in der Dämmerung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

„Ich muß Ihnen doch auch etwas von meinem alten Lehrer sagen, bei dem ich in die Schule ging,“ begann der arme Lukas, als ich am folgenden Tage wieder in der Dämmerung bei ihm saß.

*) Aus „Gedichte“ von Adolf Frey. 2. Aufl. Leipzig H. Haessel Verlag.

„Am häuslichen Herd“. Jahrgang XVI. 1912/13. Heft 11.

Meine Uhr war noch nicht fertig. Die Mädchen lagen zum Theil blank unter dem einen Glase, die andern waren noch nicht nachgesehen, gebürstet und aufpoliert.

„Es gehen noch ein paar Tage drauf,“ sagte der arme Lukas. „Wissen Sie, die Augen! Es will nicht mehr recht. Es wird ihnen allmählich zu viel. So all' die Jahre, und was man all' in der Welt gesehen, was den armen Augen weh tun mußte! O du lieber Gott! Da haben sie recht, daß sie einmal aufhören wollen. Wollen Ruh' haben, sich verschließen! Ist auch 's allerbest. Wenn man jung ist, meint man, die Welt sei auf zwei Augen gestellt; wenn man alt wird, sieht man, daß es viele sind, auf denen sie steht, und daß es viel bessere, jüngere, kräftigere sind als die eigenen. Da macht man sie von selbst zu.“

Es gab eine kleine Pause. Ich wollte nichts sagen, um den Alten nicht zu stören. Er war ganz versunken und wiegte ein paarmal den grauen Kopf und trommelte mit den Fingern auf seinem Werkisch.

Nach einer Weile begann er ganz von selbst wieder.

„Ich wollt' Ihnen aber von meinem alten Lehrer erzählen. Es war ein sonderbarer Mann. Als er noch jung gewesen, war er wohl ein Feuerkopf gewesen, der die Welt herumwenden wollte. Aber das hat sich mit der Zeit gegeben. Seine vier Wände waren ihm die Welt geworden, als sie ihn aus dem Amte gejagt und ihm nach viel Scherereien und Kämpfen die Gnadenpension gegeben hatten. Es war so eine Zeit damals, als er noch jünger war. Da war mancher unten, der gegen oben schlug, und dabei zog er natürlich den kürzeren.“

Wir lernten viel bei ihm. Ich hab' es so nirgends wieder getroffen. Es war nicht das, was in den Büchern stand, es war so was, das von ihm ausging. Es wurde mir alles gleich und so recht lebendig durch ihn. Aus ihm heraus. Freilich war er ungleichmäßig. Heut' hart und streng, morgen weich und gütig. Ja, die vier engen Wände, wenn so einer hinaus will. Wenn er aus ihnen hinausgewachsen ist! Er lief manchmal minutenlang auf und ab, ohne uns zu beachten. Mit großen Schritten von Wand zu Wand. Und manchmal stand er am Fenster und sah hinaus. Immer ins Weite. Aber es half nichts. Das war ihm all verschlossen. Festgehalten war er. Dann kam's wie ein Erwachen auf einmal. Dann seufzte er ganz schwer und wund. Ich hör's noch, ganz schwer und wund.

Er war ein wunder Mann.

Eines Tages mußten wir leise durch den Hof gehen, so wie ich zu Hause gehen mußte, wenn die Mutter krank war. Voller Erwarten saßen wir in den Bänken. Die Frau unseres Lehrers kam mit rotgeweintem Gesicht herein und sagte uns, daß ihr Mann schwer krank liege. Er habe die Nacht einen Schlaganfall gehabt. Wir sollten still nach Hause gehen.

Wenn er sich wieder erhole und ein paar Stunden halten könne, wollte sie uns rufen lassen. Aber wir sollten keinen Lärm machen. Schwer krank sei unser Lehrer.

Ein paar liefen eiligst heim und waren froh, Ferien zu haben. Mir lag's schwer auf dem Herzen. Ich dachte gleich ans Sterben. Ich wollte aber meinen Lehrer nicht verlieren.

Bierzehn Tage hatten wir frei. Der Vater schickte mich jeden Tag fragen, wie's ginge. Schlecht, hieß es anfangs. Nach ein paar Tagen ward die Auskunft besser. Und eines Tages wurden wir bestellt. Wir waren nun aber nur noch vier, fünf Schüler. Unser Lehrer lag im Bett. Von da aus hielt er uns Stunde. Wir saßen um den großen, runden Tisch, der in die Krankenstube gestellt war.

Es war ergreifend. Ich denk' ewig daran. Es war, als wollte uns der Alte sein letztes Bestes geben. Es war, als nähm' er uns an der Hand und führte uns hinaus. Und alles Licht sei heller draußen und alle Schönheit schöner. Es war so ein Glanz auf allem, wie man's an Feiertagen fühlt, wenn alles schweigt draußen und man allein hingehet in die Stille, die ruhende Natur.

Es war lauter Leben. Ich sah die Wiesen um mich, und das Wehr sah ich, die hohe Pappel dabei und den geschlängelten Bach. Die Büsche am Ufer sah ich und die alten Weidenstümpfe. Die Hügel rings und die Weinberge, und die Dörfer oben, die in unser Tal lugten von ihren Höhen herab. Der totkranke Mann, der uns das Leben zeigte! Es waren Schauer, die ich empfand.

Und wie das all' geschah! Es war ein halbes Fallen. Seine Sprache hatte ein wenig gelitten, und wenn er etwas nicht gleich so ausdrücken konnte, wie er wollte, liefen ihm die Tränen unter der Brille herab.

Manchmal weinten wir mit ihm.

Wir saßen dann aber wie die Mäuschen, wir vier, fünfe. Wir waren ja seine besten Schüler gewesen. Nun lag was Eigentümliches von ihm in uns. Nun lag etwas über uns, das uns andächtig machte.

Dann verbot's der Arzt. Der Kranke werde zu sehr geschwächt durch die Stunden.

Er drückte jedem von uns die Hand. Und während er sich in die Kissen zurücklehnte, sagte er: „Ich muß also doch beschließen. Es war nur wenig, das ich hatte. Und es war so kurz. Ich hatte einmal volle Hände, — ich glaubt's wenigstens. Jetzt sind sie leer. Aber ich hab' nur wenig davon verteilt, mehr, viel mehr hab' ich davon verloren. Verzetteln müssen! — Aber geht jetzt, Kinder! Haltet fest, was ihr habt! Es liegt noch viel vor euch. Tut die Hände auf und rafft zusammen von all' dem Hohen und Schönen, das ausgestreut liegt.“

Er stützte sich noch einmal auf und sagte mit unendlich traurigem Blick zu uns: „Es liegt viel ausgestreut, und die Welt ist weit. Mancher möchte viel haben und viel geben, aber das Leben sperrt ihn ein.“

Ein paar Tage darauf wurde der Alte begraben. Ein freireligiöser Pfarrer aus der Pfalz kam und begrub unsern Lehrer. Er war früher auch sein Schüler gewesen. Ich vergeß' nicht, wie der gesprochen hat von ihm. Es ist mir noch grad wie heut'. Es war alles so lebendig, so ganz im Sinne von dem Alten, der da unten ruhte. Der hätt' gelächelt dazu, hätt' er's hören können. Wenn ich heut' drüber denke, und an den jungen Prediger aus der Pfalz denke, ist's mir, als sei da schon aus der Wurzel vom alten ein junger Baum gewachsen gewesen, und dieser junge Baum habe schön am Blase des alten gestanden — eine Hoffnung der Zukunft. Herrgott! Ja, junger Freund, wir unterschätzen oft ein Wirken — und seine Früchte sehen wir nicht, — und doch haben wir schon unsern Anteil an ihnen.

Aber um etwas aus den Abschiedsworten zu sagen, da war eines schön und wichtig, was der Schüler von seinem Lehrer gesagt hat: „Ich habe von dem Gottesglauben, der sich nur äußerlich offenbart, nichts von ihm gehört, als ich sein Schüler war. Aber die Liebe hat er mich gelehrt und die Güte zu allen Menschen und ihrem Verfehlen. Vielleicht war er einmal außersehn gewesen, auf Höhen zu gehen und vor vielen herzuschreiten; aber das Schicksal hat ihn fallen lassen und hat ihn eingeengt, und sein Leben und Wirken war in Zwang und Haft.“

Ich habe das nie vergessen können. Es war ja auch dasselbe, was der Alte uns auf dem Sterbebette gesagt hatte. Aber ich hab' damals noch nicht begriffen, was ein verfehltes Leben heißt, und ich hab' nicht gewußt, daß das Leben manchen nur schmückt und auszeichnet, um ihn damit wie mit einer Last zu beladen — und daran verschnachten zu lassen. Oder auch — um ihn zu prüfen.

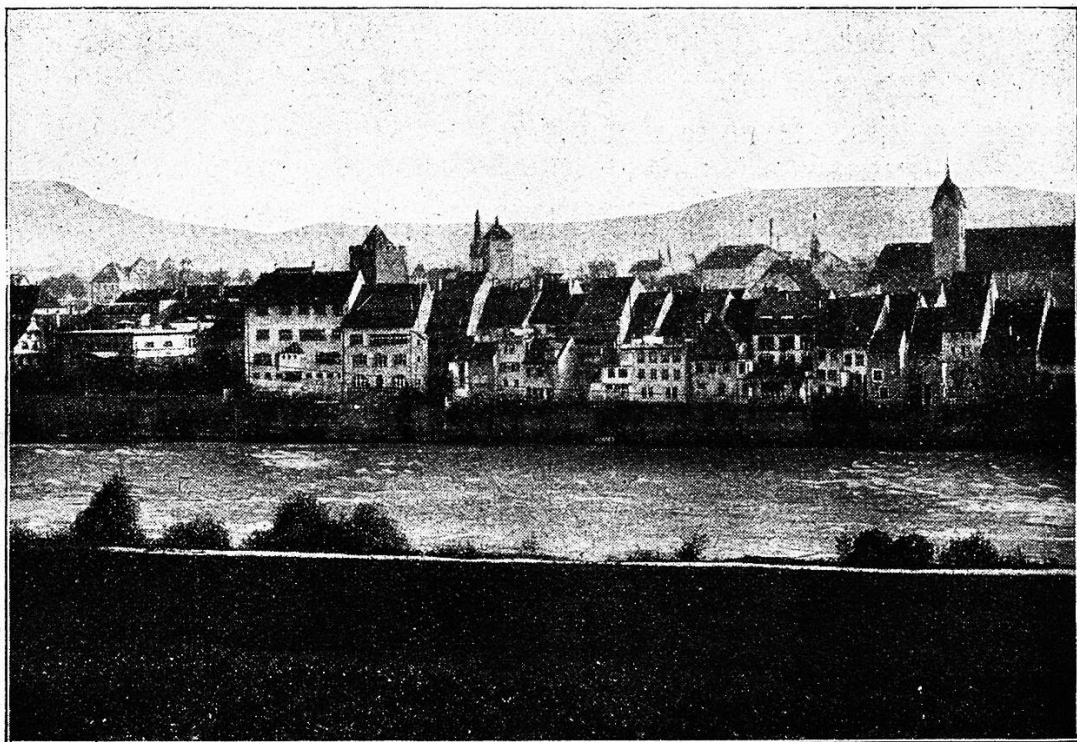
Sechstes Kapitel.

Ich kam jetzt nach Mainz in die Schule. Zu Hause wurde viel beraten. Ob ich jeden Tag nach Mainz gehen sollt' — es war ein Weg von zwei guten Stunden — ob ich ganz in der Stadt wohnen sollte. Der Vater wollte, daß ich gehe. Die Mutter war dagegen. Es wäre mir zu viel zugemutet. Bei Regen und Wind, in der Sommerhitze und in der Winterkälte, das könnte ich nicht aushalten. Der Vater meinte, ich sei ja gesund, und ich liege ja so auch den ganzen Tag im Freien herum. In Mainz wohnen und essen, das käme zu teuer, sie sollte nur mal rechnen.

Aber die Mutter wußte einen Rat. Sie hatte Verwandte in Mainz, an die dachte sie. Sie und der Vater gingen mit mir dahin, und ich

wurde bei ihnen untergebracht. Es waren gute Leute, und sie haben mir viel Gutes getan. Sie haben nie groß Aufhebens davon gemacht. Ich bin ihnen still stets dankbar geblieben, wenn's auch den Anschein hatte, ich hätte sie vergessen.

In der Schule ging mir's gut. Nur daß ich mein Dorf nicht vergessen konnte. Ich mußte immer heim denken, an die freie Natur, unser Häuschen an der Höhe, unsern Garten, die Dörfer auf den Bergen rings. An die Wiesen draußen und den geschlängelten Bach, die Weiden und die Pappeln — und an die alte Mühle, versteckt dahinter. Alles fiel mir



Rheinfelden. Gesamtansicht.

Wilh. Gellaz, Photograph, Zürich.

ein, was da stand und wuchs, — und vieles, das ich früher gar nicht beachtet hatte. Alles war mir lieber, viel lieber noch als früher. Und ich träumte mich jeden Tag heim, ganze Stunden lang.

Dann freilich, wenn so das Träumen über mich gekommen war, ging mir's übel in der Schule.

Ich dachte auch an das Luischen. Es war ein schwerer Abschied von ihr gewesen. Als es gegen Abend ging und schon im Dorf die Gassen dunkel waren, stand ich an ihrem Hause und wartete. Sie kam, und wir gingen zusammen hinaus ins Feld. Wir wußten gar nichts zu sagen zu einander, so voll war uns das Herz.

Um uns war die Dunkelheit, über uns hingen die Sterne. Wir schritten Hand in Hand, schweigend in das Schweigen hinaus.

Ich sagte: „Morgen geh' ich nach Mainz, Luischen!“

Sie blieb still.

„Tut dir's leid, Luisechen?“

Sie drückte meine Hand.

„Da sehen wir uns nicht mehr tags, — und nicht am Abend.“

„Da vergißt du mich, Lukas!“

„Nein, Luisechen, nein! Nie!“

„Und in Mainz ist's auch viel schöner.“

Darauf wußt' ich nichts zu sagen.

„Ich denk' immer an dich, Lukas. Wenn die Sterne aufgehen, denk' ich an dich. Immer wenn's Abend wird. Weißt du, wie in der Geschichte, die in deinem Geschichtenbuch steht? Weil auch uns die Sterne das einzige sind, was wir zusammen sehen können, auch wenn wir weit von einander sind. Grad wie dort.“

„Ich denk' schon an dich.“

„Aber, Lukas, wenn du mal nicht an mich denkst, einmal nicht, seh' ich's gleich den Sternen an und merk's auch am Abend. Glaub's nur, Lukas. Du wirst's dann auch gleich merken, wie ich weine und dir Vorwürfe mache.“

Ich erschraf. Das Luisechen war sehr heftig geworden. Es trat etwas schwer vor mich hin, es hing etwas über mir, das mir Schreck und Besorgnis einjagte. Dann faßte ich mich.

„Das ist ja Unsinn, Luisechen. Die Sterne sind so himmelweit, und der Abend ist dunkel und sagt nichts.“

„Red dir nichts ein, Lukas,“ stampfte sie auf. „Ich sag dir, ich versteh's schon.“

Ein Wind fuhr auf und fuhr durch die Bäume. Über mir rauschte es tief und unheimlich.

Wir waren an der Pappel am Wehr. Rings war schwarze Nacht, alles still. Dann und wann ein verlorener Laut. Dann und wann das gewaltige Rauschen der Pappel und ein Flüstern im Gras, wenn der Wind drüber hinlief.

Und wir zwei junge Menschenkinder, die noch nichts vom Leben wußten und nicht recht verstanden, was in unseren Herzen lebendig geworden war, wir standen stumm und hielten uns an den Händen.

Es war wie eine heilige Stunde. Die Schauer liefen mir den Rücken lang. Ich fürchtete mich nicht, ich fühlte nur alles so stark und mächtig um mich und über mir, und es zwang mich, daß ich mich neigte und dem Luisechen ins Ohr flüsterte, ganz schwer und feierlich, und als sei ich eines Anderen, Höheren Mund: „Wenn die Sterne kommen — und wenn's Nacht wird, denken wir immer aneinander und sagen uns Botschaft.“

Sie hob den Kopf und umschlang mich.

„Ich hab' dich so lieb — so lieb, Lukas!“

Sie küßte mich und ich sie.

„Und ich will gar nicht weinen um dich und gar nicht traurig sein. Ich hab' ja den Abend und die Sterne, und ich weiß, daß du mit ihnen mein bist.“

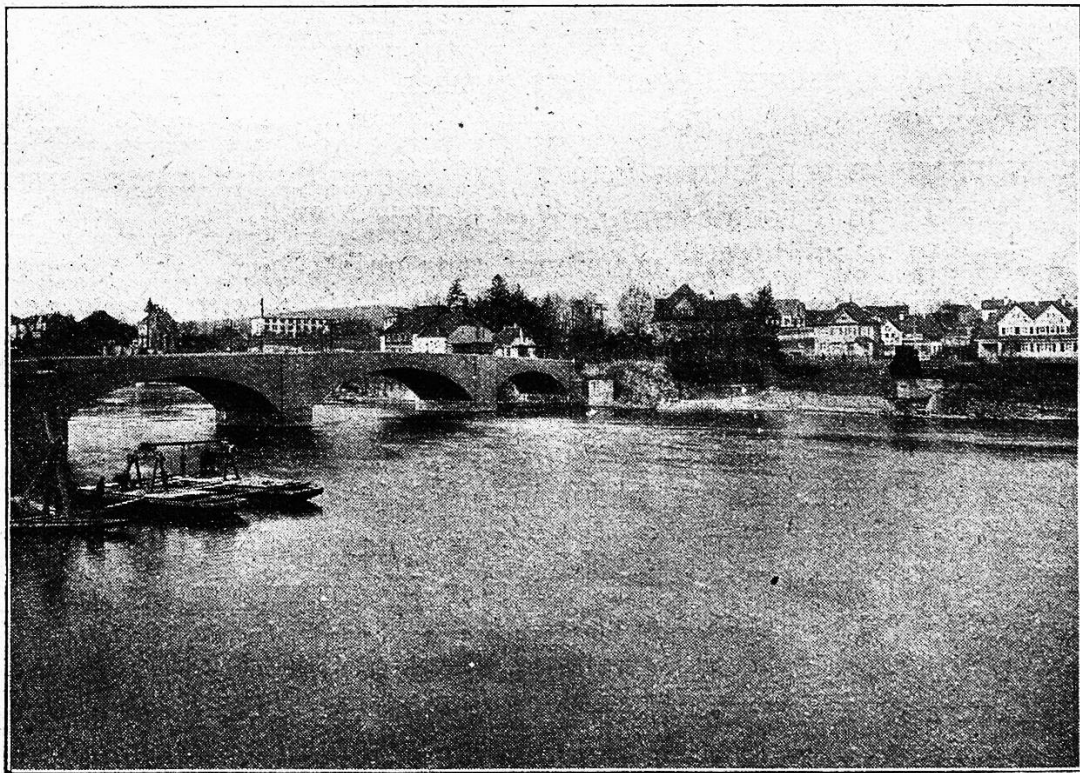
Dann gingen wir nach Hause. Und ehe wir voneinander schieden, küßte sie mich auf die Stirn. „Der Kuß soll brennen wie Flammen, bis ich dich wieder küsse, Lukas.“

Fort war sie.

Aber jeden Abend packte es mich seltsam. Ich war für alles rings um mich tot. Ich konnte nichts tun und denken. Nur das eine: ich war bei dem Luischen. Ich stand am Fenster und sah, wie's dunkelte. Ich sah empor zu den wenigen Sternen, die zwischen den hohen Häusern hindurchblickten. Wie eine Andacht war es in mir. Und der letzte Abend stand vor mir. Ihr Kuß aber brannte auf meiner Stirn, als ob's eine Flamme wäre. Einige Augenblicke — dann war's vorbei.

Einmal sah mich meine Mutter Lante ganz erschreckt an und fragte, ob ich krank sei. Ich sei totenblaß. Es fehlte mir aber nichts. Und während des Sprechens oder Arbeitens kam auch meine Gesichtsfarbe wieder.

Es war ja nur ein kindliches Spiel, das wir trieben, aber es hatte



Neue Rheinbrücke in Rheinfelden gegen Badisch-Rheinfelden.

sich in unseren jungen Herzen so festgesetzt wie der tiefste Ernst. Es beherrschte uns ganz. Das änderte sich auch nicht durch die Ferien. Wir sahen uns dann in unserm Hause, wenn das Luischen zur kranken Mutter kam, wir gingen durchs Feld wie früher, wir trafen uns am Abend und küßten uns zum Abschied.

Wenn ich wieder in Mainz war, dachten wir aneinander, wenn die Sterne kamen und das Dunkel sich auf die Gassen senkte.

Mein Spaziergang war am Rhein. Tagtäglich. Ich stand auf der Schiffbrücke und sah den Wellen zu. Ich ging am Ufer und sah hinüber zu den Taunusbergen. Wie ich einst mein enges Fleckchen Erde daheim liebgewonnen, so jetzt hier die Landschaft und in ihr jeden Winkel — jeden Hügel und Baum, jedes Haus und jeden Schatten. Anfangs hatt' ich alles mit daheim verglichen. Bald konnt' ich alles selbständig festhalten.

Und ich tat's allmählich mit Absicht. Mit der Absicht, es dem Luischen zu sagen, zu zeigen.

Mein ganzes inneres Erleben, mein Lernen und Wachsen, es war ja all für sie.

Ich versuchte manchmal, ein Bildchen, das mich gepackt hatte, für sie festzuhalten. Aber ich war nie damit zufrieden. Es gelang mir nicht recht.

Ich lag stundenlang wach im Bett und schrieb ihr Briefe. In Gedanken natürlich. Denn wir schrieben uns nicht, weil das nicht gut zu machen war. Aber ich spann so alles aus, was ich erlebt hatte. Heut' kommt's mir vor, als sei's gut so gewesen. Ich hab' mir damit über jedes Vorkommnis, jedes Erlebnis Rechenschaft gegeben. Ich erlebte und ward mir dessen klar und bewußt. Vieles lern' ich verstehen, und vieles erweiterte sich mir, was man von keinem Lehrer, aus keinem Buche lernen kann. Es war mir alles so lebendig und aufgeschlossen. Wozu das wäre, wußt' ich ja damals nicht. Aber manchmal war mir's doch, als sammle ich und schaffe mir Vorrat für später. Und oft war mein stiller Wunsch, einmal viel in mir zu haben, um viel hergeben zu können. Ihr natürlich — und jedem, der begehrte.

Vielleicht auch der Keim eines Fruchtkornes, das mein alter Lehrer in mich gelegt hatte. O, es wächst manches in uns, von dem wir nicht wissen, wie es in uns kam. Der, der's uns gab, weiß nicht davon, steht abseits und hat nicht Verdienst. Oder er schlummert in der Erde, wie der gute Alte, bei dem ich auch jetzt noch manchmal ein Stündlein in Gedanken saß.

Es zog mich mit der Zeit immer mehr von den Büchern weg. Hinaus in die Natur! Ich wurde bald ein schlechter Lerner. Aber ich reisste doch ganz anders wie meine Mitschüler. Ich lebte alles anders. Und wenn

mir's auch einmal in der Schule übel ging, mit etwas anderm riß ich mich immer wieder heraus. Glänzend. Ich war drum auch sehr angesehen in der Klasse. Wohl war ich ein wenig einsam. Aber um so höher zählte ich.

Wir hatten damals einen neuen Lehrer in den Sprachen bekommen. Er war noch jung. Aber ganz mein Mann. Es gab nicht zu büffeln bei ihm.

Im Deutschen stellte er eine Probe an, um uns mit einem Schlage kennen zu lernen. Er sagte es uns, was ihm die Aufgabe bedeutete. Wir sollten eine Schilderung unseres Heimatortes geben, mit Historischem und allem, was uns bedeutsam erscheine.

Ich war Feuer und Flamme. Ich dachte an das Luischen. Ich dachte auch an meine Mutter. Lebendig stand alles vor mir. Nur zu greifen hatt' ich, nur hinzugreifen. Und alles, was ich von der Vergangenheit meines Dorfes gelesen und gehört hatte, fiel mir ein.

„Mein Dorf“, schrieb ich als Überschrift, um mich deutlich von den Mainzern zu unterscheiden.

Und ich malte aus. Ich hab' vergessen, was ich schrieb. Aber das Feuer, das in mir aufgegangen war, das starke Hingenommensein, in dem ich wie in einem Zwang stand, die Glut, das Träumen, das Gehoben-sein, das, meine ich, könnt' ich mir immer wieder wachrufen. Nicht so beseligend, nicht so, um es ausdrücken zu können, um etwas dadurch leisten zu können wie damals; aber ähnlich warm und verklärend.

Andern Tags kam der Lehrer mit einem einzigen Heft in die Klasse. Ich erkannte sogleich, daß es das meine war, und das Herz fiel mir in die Schuhe.

„Lukas Schlüssel,“ sagte er, „komm heraus, lies deinen Aufsatz vor.“

Ich las ihn mit hochklopfendem Herzen. Alles war mäusehenstill. Als ich fertig war, legte mir der Lehrer die Hand auf die Schulter: „Du mußt ein Maler werden oder ein Dichter, Lukas Schlüssel. Sehr gut!“

„Ich alter dummer Mann. Daß ich das auch erzähle.“

Der arme Lukas lächelte vor sich hin. Der helle Schein des Fensters lag auf seinem Antlitz. Es war verklärt. Es lag ein stilles Ergehen drin wie im Abendsonnenschein draußen auf der weiten Flur, wenn die Vögel zu Nester locken und sonst alles still geworden ist.

„Ich werd' halt alt, junger Freund. Ein wenig kindisch am End'. Aber — es war halt doch ein großer Augenblick. Und er hat seine Spuren in mir zurückgelassen.“

Siebentes Kapitel.

Es war ein altes Stipendium in unserm Dorf, das bekam ich, als ich auf die Universität ging. Ich hatte aber trotzdem wenig genug in dieser Zeit. Anfangs suchte ich in allen Fakultäten herum, was mir zusage. Aber

ich kam zu keinem Resultate. Es befriedigte mich nichts. Dazu kam auch, daß die Weite in der kleinen Universitätsstadt fehlte. Es war alles in so sicheren, festen Bahnen. Viel Gewißheit darin freilich, und hundert Krücken für die Kleinen. Aber in mir trieb ein anderes. Erst wollt' ich's nicht aufkommen lassen; aber es brach durch, stärker und stärker. Ich wollte ein Maler werden. Ich kaufte mir Farben und Pinsel und bemalte eine Leinwand um die andere. Und ich ging hinaus ins Freie und zeichnete. Alles, was mir etwas sagte, alles, in das ich mich verlieren konnte. Denn das war das Merkwürdige in meiner Natur, ich mußte mich in den Dingen verlieren, damit sie ganz in mich kamen. Und ich wollte dann auch nie die Dinge geben, sondern das, was von ihnen in mir war, von mir in ihnen.

Befriedigt war ich nie von meinen Malereien. Aber ich verlor den Mut nicht. Ich versuchte wieder und wieder, und zwischendurch gelang mir etwas, das mir wieder Mut machte. Dann und wann ging ich auch ins Kolleg. Aber es war nicht zum Aushalten für mich. Ich träumte. Ich träumte Bilder.

Seltamerweise hatte ich auch hier keinen Freund gefunden. Diesmal hatte ich sehr nach einem gesucht. Es lagen so viel Zweifel in mir, die nach Aussprache verlangten. Aber ich fand keinen. Ich war ein Sonderling für alle und wurde verlacht. Mehr und mehr zog ich mich zurück und befleckte meine Leinwand. Dann und wann bemalte ich einen Papiersephen für das Luischen. So ein kleines Bild gelang mir immer am besten. Ich meinte es wenigstens, denn ich hatt' es mit den Augen der Liebe gemalt.

So verbracht' ich ein paar Semester. Drei oder vier, vier oder fünf, ich weiß nicht mehr. Und eines Tages hielt ich's in der kleinen Universitätsstadt nicht mehr aus. Ich wollte ein Maler werden, fertig. Das Semester war noch nicht herum, da reiste ich heim.

Der Vater machte große Augen, als ich kam. Die Mutter weinte. „Was willst denn?“ fuhr er mich an.

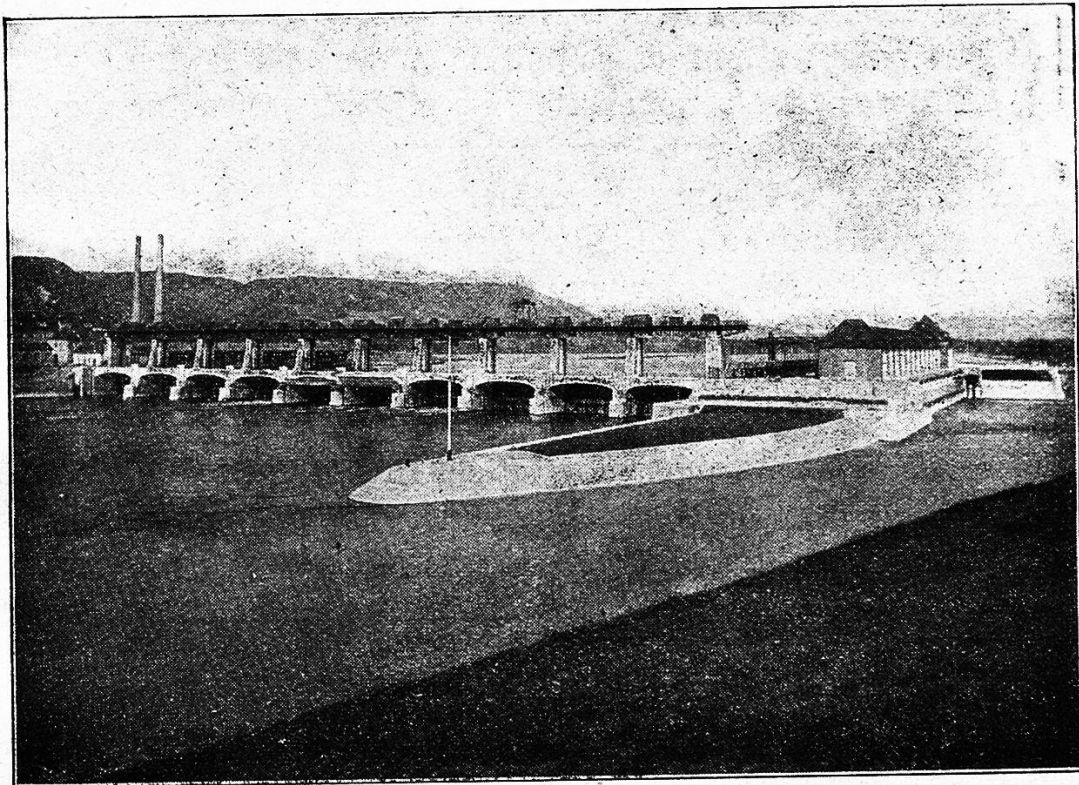
„Ein Maler will ich werden; ich hab' das Studieren satt,“ sagte ich kühn und stolz.

„Was ist das wieder für eine verrückte Idee,“ schrie der Vater. „Wer hat dir denn den Floh ins Ohr gesetzt? Ein Maler? Dafür hab' ich Gut und Blut an dich gehängt! Dafür hat dir die Gemeinde das Stipendium gegeben! Meinst du, daß ich das zugebe? Nein, da wird nichts draus! Auf die Hosen setzt du dich, lernst was, daß du was zu essen hast. So hummeln und Farben schmieren, ja das gefiele dir! Kommst mir aber grad recht! Dummkopf! Du gehst hin, wo du jetzt herkommen bist, und läßt dich vor keinem Menschen hier sehen. Auch vor dem Luischen nicht! Das Gehäng' bin ich übrigens auch müd'. Bubereien, dumme! Kann doch

nichts drauß werden. Vermögen ist da feins, das Geschäft geht nicht. Die leben von Hand zu Mund. Und das End' vom Lied ist, daß sie eines Tages alles zugemacht kriegen. Dann hat sie die Gemeinde zur Last."

Ich war über und über rot geworden und im Tieffsten verleßt, wie der Vater so schimpfte und jetzt auch das Quisichen mit hineinzog. Ich hatte schon meine Bilder aufrollen wollen und ein paar Rollen herausgenommen, — nun ließ ich's.

„Laß mir den Kram weg," sagte der Vater. „Das kann jeder Lüncher auch, ohne Gymnasium und Stipendium. Lernen sollst du was, was



Die große Schiffahrts-Schleuse bei Auggt.

Rechts und Lüchtiges, das dir Ansehen gibt. Bub" — er packte mich an der Schulter —, „verstehst du, begreifst du's denn nicht: schämen muß ich mich ja vorm ganzen Dorf, vor jedem Bettelbub, daß du so wenig gehalten hast?! Bub, ich hab's doch versprechen müssen, daß du was wirst, was Rechtes, und daß wir Ehre mit dir einlegen! Und du mußt, du mußt!"

Als der Vater hinausgegangen war, sagt' ich zur Mutter: „Ein Maler will ich werden, Mutter, oder nichts. Ich weiß, der Vater versteht das ja nicht. Aber ich kann's ihm nicht erklären, Mutter."

Dann zeigte ich ihr die Bilder. Da unser Häuschen mit dem Weinberg dahinter, da die hohe Pappel und das Wehr, da ein Frachtschiff auf dem Rhein — die Brücke mit den Taunusbergen dahinter, — und zuletzt einen Straßenwinkel aus der Universitätsstadt.

„Hast das all' aus dem Kopf gemacht, Lukas?“ fragte die Mutter.

„All aus dem Kopf, Mutter. Natürlich. Wie ich's in der Erinnerung behalten. Da die Rheinbrücke beim Sonnenuntergang, da unser Häuschen, wie die Mittagssonne drauf scheint. Da das Dorf, sieh, ganz im Regen und schwere Wolken drüber, Mutter.“

„Ei, du bist ja Maler, Lukas. Du könnt'st ja das so weiter machen und doch studieren dabei. Guck, wir müssen uns ja schämen.“

„Ein Maler bin ich noch lange nicht, Mutter. Da fehlte noch viel. Das ist all' erst Anfang. Viel lernen muß ich da noch, und viel Geld kostet's da noch. Nach München will ich und nach Italien — und lauter herrliche Bilder machen will ich, daß alles staunen soll, Mutter.“

Die Mutter machte verwunderte Augen. Sie faltete die Hände im Schoß und blickte vor sich hin.

„Der Vater wird's nicht tun, Lukas.“

Ich beredete dann noch mit der Mutter, daß ich vorläufig zu Hause bleiben könne. Vor keinem Menschen wollt' ich mich sehen lassen, und auch dem Vater aus dem Wege gehen.

Nun lag ich den ganzen Tag draußen im Freien an heimlichen Plätzen und zeichnete und malte. Alles wurde von den Erinnerungen meiner Kindheit verklärt. Und dann malte ich ein kleines Bild — ein Mädchen in weißem Kleide, das über den Rasen ging und eine Kaiserkrone trug. Es war das Luischen. In unserem Garten blühten Kaiserkronen, vielleicht die einzigen damals im Dorfe. Ich betrachtete sie einmal mit dem Luischen, die Tränen in der Blüte, die läutenden Glocken, und ich schnitt ihr einen Stengel ab, und sie trug ihn dankbar — feierlich. Dies Bild war mir eingefallen, und ich malte und verwahrte es.

Im Dorfe erfuhr man nichts. Mittlerweile waren auch die Universitätsferien angebrochen. Ich ging aber trotzdem nicht ins Dorf. Auch das Luischen sah ich nicht. Es war die ganze Zeit her nicht zur Mutter gekommen. Durch das Wort des Vaters war etwas Fremdes zwischen uns gestellt. Ich scheute mich, sie aufzusuchen. War's wegen des Schicksals der Familie, das mir der Vater so brutal vorgehalten hatte, war's, weil dies scheue, heimliche Verhältnis plötzlich aus seinem Verborgenen gerissen war — ich weiß es nicht. Es lag etwas auf mir, das mich bedrückte, das mich dumpf machte. Schwer war mir und unbehaglich, und ich hätte dem Luischen nicht unter die Augen treten mögen.

Ich war ja nicht Weltkind genug damals, um zu wissen, was es für sie bedeuten würde, arm zu sein, ohne Geschäft, ohne Vermögen und Verdienst. Aber der Vater hatte mir die raue Wirklichkeit so grob in meinen Traum gestellt, so ernüchternd und verlegend, daß ich Zeit haben mußte, mich zu finden. Ich dachte gar nicht an mich. Es kann ja doch nichts da-

raus werden, hatte der Vater gesagt. Ich mußte erst überlegen, was das bedeuten sollte. Es war bis jetzt alles so unwirklich, geistig gewesen. Jugend alles und Jugendglück. Ich hatte das Leben ja ganz vergessen, seine Forderungen, seinen Kampf, seine Notwendigkeiten. Ich hatte sie geliebt — in Einfalt. Ein bißchen wie ein Tor, ein Träumer.

Ich glaube, wir hatten ja auch einmal zu einander gesagt, wie wir ein Häuschen haben wollten und zusammen sein wie Tauben im Schlag. „Ein glücklich liebend Paar.“ Alles Sonnenschein und Glanz, nichts hart und rauh, nichts schwer. Alles ein Spiel.

In solchen Träumen war ich zwanzig Jahre alt geworden und mehr. Ich war nun mit den Poesien der lebenden Dichter gesättigt, und wenn ich ihre Verse auf das Leben bezog, schien es mir lauter Lust und Wonne, darin die unglückliche Liebe einmal klagt, wie Lieben Leiden ist seit alters her, aber sonst nichts schwer und bedrückend, nichts nah und ernüchternd. und ich hatte nun aus allem dem nichts, das so stark gewesen wäre, mich über diese Ernüchterung zu erheben.

Ich war losgerissen von all' den Fäden, die mich seither mit dem Leben, auch mit dem Schönen im Leben, verbunden hatten. Ich wußte nicht, wo aus, wo ein. Ich mußte alles nur in mir tragen und austragen. Ich verglühte fast. Es war wie Stacheln und Flammen in mir. Plötzlich diese starke und klare Bewußtheit meiner Liebe. Und das Gefühl, sie hergeben zu müssen, da ich sie erst gewonnen hatte.

Eines hatte ich freilich: ich malte. Aber auch da, merkte ich, hielt der Traum der Jugend nicht mehr lange an. Ich sah nüchterner, wirklicher. Ich brachte zunächst kein Bild zu stande. Meine Blätter waren nur nüchterne Wiedergaben des Realen. Nur dann und wann einmal packte mich eine Stimmung. Denn es war noch Stimmung in mir. Sie war freilich anders geworden. Sie hatte mehr mich als ich sie. Sie war schwerer, ernster. Und ich suchte nach schwereren, ernsteren Tönen. Ich fand sie noch nicht ganz. Ich hatte außerdem noch dieselben Motive, aber es wirkte anders aus ihnen.

Ich hatte nun Zeit genug, der Entwicklung in mir nachzugehen. Ich hielt Rückschau. Ich fand, es war bis jetzt alles gut, so wie's geworden war. Freilich zweifelte ich auch manchmal daran. Und ich zweifelte an der Zukunft. Ich war ja ärmer geworden, und ich fühlte mich ärmer. Ich wußte nicht, daß ich darin gerade reicher geworden war.

Ich hatte nun ganz wieder meine Mutter. Ich flüchtete zu ihr. Und ich verstand nun auch ihr Leben und ihre Furcht. Die Abwesenheit mußte mir ja auch die Augen aufgetan haben, wie es mit mir geworden war. Sie war zerfallen. Der Tod stand ihr nahe.

Sie klagte wieder, wie alles vergehen müsse. Ich fand ein Wort für

sie. Ich sagte, daß alles Leben nur Wiederkehr sei, nur Wiederholen. Mit Eifer redete ich. Vom Sterben sagte ich, daß es kein Ende sei, denn kein Leben vergehe. Es sei vielleicht ein Traum, vielleicht sei es ein Übergang zu einer Verklärung. Ich redete aus Büchern, gewiß, aber ich gab darin mein Eigenes, aus meinem Träumen und Schauen.

Die Mutter sah mich lange an.

„Guter Lukas,“ sagte sie, „ich hatte nichts im Leben als Leiden und Dulden. Ich hatte auf dich eine schöne Hoffnung. Der Vater nahm sie weg. Du seist verloren, meint er. Ich fühle jetzt so etwas, das mir meine alte Hoffnung auf dich wiedergibt. Ich weiß nicht, wo es hinaus will. Aber ich hoffe.“

Sie war von nun an mein stiller, tapferer Bundesgenosse.

Eines Tages kam das Luischen und weinte. Sie gab mir scheu die Hand. Ob ich auch wieder einmal im Lande sei, fragte sie. Mir schlug der Puls hoch in den Schläfen. Meine Finger zitterten.

Es war schon Dämmerungszeit wie eben. Nur im Fenster noch ein heller Schein. Er fiel auf das Luischen. Ich betrachtete sie. Ihren Kopf, ihr Haar, den Schnitt ihres Gesichtes, das ich im Profil hatte, die Linie ihrer Gestalt. Jede ihrer Bewegungen verfolgte ich. Mit Maleraugen nicht nur, mit den Augen des Liebenden. Mein Herz schlug rasch. Sie war kein Kind mehr. Sie war eine schöne Jungfrau geworden, groß gewachsen, wohlgebildet. Da hörte alles Spiel auf. Da trat der Ernst des Lebens an seine Stelle.

Das Wort des Vaters fiel mir wieder ein.

O nein! sie hatte ein Recht auf mich. Ich wollte mein Leben vorsehen, wollte seinen Bedenken Eingang in mir schaffen. Was half es mir! Daß sie doch meine Frau werden müsse, müsse, schrie's in mir, überschrie alles Wägen und Bedenken.

Rote Blut schwamm vor meinen Augen. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen. Keinen Moment mehr. Ich sprang auf und rannte hinaus. Durch die Felder, durch die Wiesen rannte ich, wie besessen von dem einen Gedanken, von dem schreienden Verlangen, daß sie mein werden müsse, mein, mein!

Es war schon später, dunkler Abend, als ich heimkam. Mochte kommen, was wollte, meine Frau mußte sie einmal werden. Das war mein Vorsatz geworden. Meine Frau! So ernst mir das klang, so sehr brachte es mich außer mir! So beglückend! Und kämpfen wollte ich, kämpfen und schaffen, harren und dulden — für sie. Nur für sie! Ich hatte das Weib in ihr gesehen. Und ich war Mann dabei geworden.

Als ich nach Hause kam, brannte die Lampe. Der Vater saß dabei.

Ich wollte gleich wieder aus der Stube gehen. Ich ging ihm immer aus dem Wege.

Er rief mich zurück.

„'s ist all so gekommen, wie ich dir gesagt hab', Lukas. 's ist aus mit denen da unten. Jetzt ist ein großes Lamento. Ich brauche mich wohl nicht mehr zu bemühen, das Gehängsel wird jetzt von selbst aufhören. Mehr Schulden als Vermögen. Jetzt kann der gute Mann reisen in Essig oder Seife. Du wirst einsehen, daß es keine Partie für dich ist.“

Er wartete auf meine Antwort, aber starr und trozig schwieg ich.

„Du kannst nun nach München gehen,“ fuhr er fort, „ich hab' das Stipendium für dich durchgesetzt. Es war schwer genug. Und nun gleich morgen dein Bündel gepackt und fort! Der Hungerei im Hause bin ich müde. Im Leben heißt's arbeiten. Die gebratenen Tauben fliegen keinem ins Maul. Auch dir nicht.“ —

Ich hatte mich nie darum gekümmert, ob Luischens Eltern reich wären oder arm, wie sie lebten überhaupt. Und ich wußte nun auch nicht, ob sie an dem Unglück schuld trügen. Wenn aber, was konnte das Luischen dafür? Unglück ist keine Schande, auch Armut nicht.

Mein Entschluß stand fest. Nach München aber ging ich jetzt gerne. Es galt uns beiden. Eine Aufgabe, ein Ringen, ein Kampf! Und — eine Freude! Alle meine Kräfte waren gespannt.“

Achtes Kapitel.

Ein miserabler Regentag. Trübe vom Morgen bis zum Abend, vom Morgen bis zum Abend Regenfall.

Ich stand daheim am Fenster den ganzen Tag und sann. Und sah die Tropfen von den Blättern rinnen, die Blasen in den Rinnen schwimmen — Kommen und Vergehen.

Der arme Lukas hatte mir schwer gemacht mit seiner Erzählung. Dazu dieser langweilige, trübe Tag! Da waren die Fragen aufgewacht, die man sich stellt, um sie nicht zu beantworten. Man weicht ihnen beständig aus. Man beantwortet sie höchstens nur halb. Immer muß man an sich denken. Man hat Angst. Man sieht das Leben so dunkel, man sieht sein Ziel nicht. Und man bedeutet selbst nichts im Verlaufe des Lebens. Wenn man jung ist und wird angeregt, zu fühlen, wie man eingesetzt ist in ein großes Ganzes, wie man kaum ein Zahn ist an einem Rädchen und mit muß, unaufhaltfam, — und wie das Räderwerk doch weitergeht, ob man auch breche, dann fürchtet man sich. Man meint, man könne das Leben nicht mehr leben, wenn man sich das Zugeständnis mache. Man meint, es müsse das Ende sein.

Man ist jung, und hat sein Streben und Schaffen vor sich. Man will ihm seinen eigenen Sinn, seinen eigenen Weg geben, und fühlt man zum

erstmal, daß da noch ein anderes, ein Geheimnißvolles und Fremdes ist, das dabei mitspricht, verzweifelt man leicht. Man hat keinen Trost. Das Leben will aber Trost. Es hat tausend Lösungen und keine. Und der Mensch fällt von einem Rätsel ins andere. Und enträthelt sich nicht.

So philosophierte ich in den Regentag. Ich stand ja in den Jahren, in denen der Lukas damals auch gestanden hatte, da er diese Erlebnisse hatte. Kein Wunder, daß ich mich eins sah mit ihm. In einigem wenigstens. Und so verbildlichte sich mein Sinnen: es ist wie eine Straße in den Bergen, die man von der Höhe aus betrachtet. An jeder Biegung verschwindet ein Stück, nach jeder Biegung sieht man sie neu. Wie eine neue Straße. 's ist aber die gleiche, die eine.

So ist's mit neuen Lebensstraßen. Kommt einer daher und läßt uns von oben auf die seine blicken, deckt sich wohl auch da und dort ein Stück zu, das einem nicht bekannt wird, da und dort kommt aber wieder eines zum Vorschein, das man wohl kennt, und an dem einem alles Kleinste deutlich wird. Man ist's selbst gegangen. Was mich aber noch mehr quälte, war das Ferne meiner Lebensstraße, das ich nun noch nicht bei ihm absehen konnte, um einen Vergleich, eine Gewißheit daraus zu gewinnen. Ich war ja noch jung. Anfang der Zwanzig, und obschon ich manches gesehen hatte im Leben und manchen besonderen Menschen kennen gelernt hatte — es stand doch ein Weiteres, Stärkeres vor mir auf einmal. Es führte zu anderem und weiterem, dieser Einzelfall: der arme Lukas.

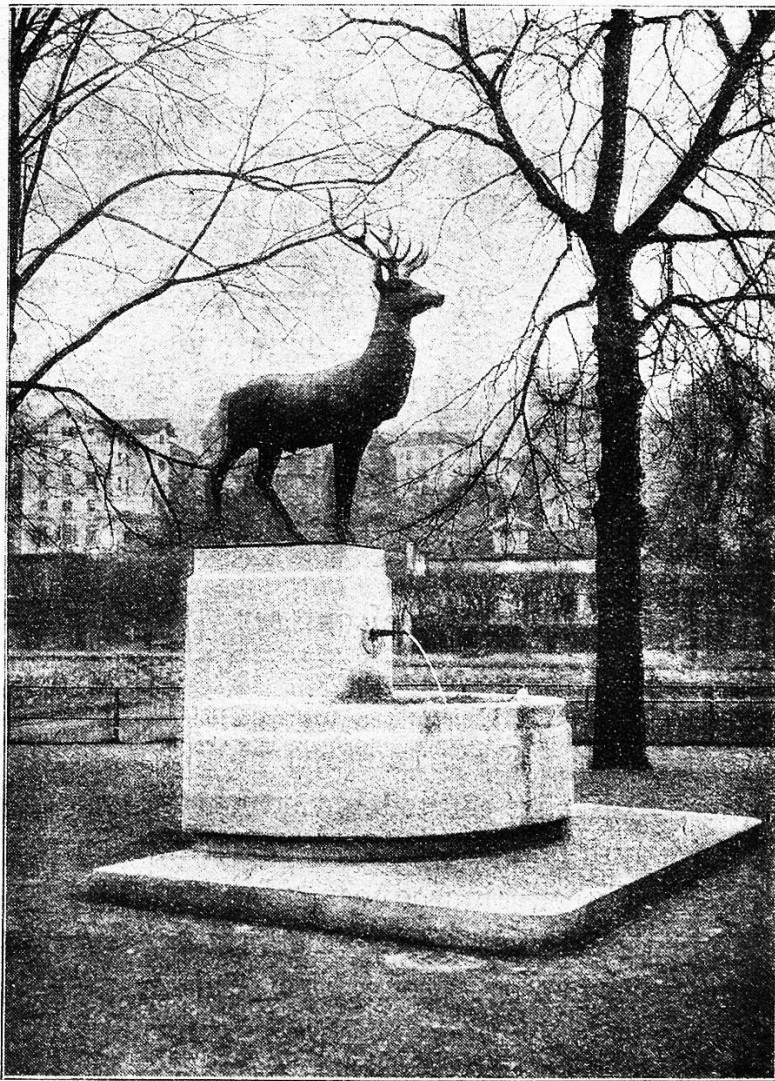
Ich konnte den Abend nicht erwarten. Ich brauchte nun diese Stunden bei dem Alten. Es war aber mehr als bloße Neugierde. Es war mir, als dürfe ich einen Spiegel des Lebens sehen. Ja, ja, es wuchs mir weit über das Einzelne hinaus.

Der arme Lukas schien schon auf mich gewartet zu haben, als ich am Abend hinkam. Es war ihm nun wohl auch ein Bedürfnis geworden, sein Leben zu erzählen, und es quälte ihn wohl auch, bis er's ganz aufgerollt hatte. Und tat ihm doch so wohl, es vor sich aufzurollen. Er begann auch ohne Umschweife und sogleich, nachdem wir uns begrüßt hatten:

„Ich will gleich fortfahren, wo ich gestern aufgehört habe. Merkwürdig, ich konnte den Augenblick nicht abwarten, daß ich fortfahren konnte. Wen man ins Erzählen gerät und alles mal vor sich ausgebreitet sieht! Ja, und wenn man halt alt wird ...

Ich bin also nach München gegangen. Da trieb ich's ein wenig toll. Das heißt, einmal ganz anders als seither. Ich lebte. Es war alles so selbstverständlich und kam so selbstverständlich. Und ich tat mit. Es war wie beim ersten Freischwimmen. Man gebraucht die Arme und Beine mit zehnfachem Kraftüberschuß. Recht und Notwendigkeit der Jugend. Mir freilich zunächst ein wenig ungewohnt. Drum macht' ich mir bald Skrupel.

Aber bald fand ich mich auch wieder. Ich war nur ein wenig aus meinen Träumereien aufgeschreckt worden, großen Gewinn an sich zog ich aus der neuen Lebensweise nicht. Ich fuhr nicht aus meiner Haut. Ich war von jeher keine aktive Natur. Ich hatt's von beiden Eltern geerbt. Und ich habe nicht umsonst mit der Mutter geseufzt gehabt und war nicht umsonst all die Jugendjahre ohne Freund und Bruder einsam gewesen. Ich hatt' mich von der Sonne bescheinen lassen, wie sie wollte. Wo ich lag, lag ich, und selbst diese junge Liebe, diese Liebe der Jugend, hatte ich nicht



Der neue Hirschbrunnen in der Blakspitz-Promenade, Zürich 1.

gewendet, nicht zu ihrem Beginn, nicht zu ihrer Heimlichkeit. Sie war gekommen und ich hatte sie hingenommen.

So war ich zwanzig Jahre und darüber geworden. Das wirkt durchs ganze Leben.

Aber eines gab mir München: einen Freund. Den ersten! Es kam auch ohne jedes Zutun meinerseits. Wie wir uns fanden — ich weiß es nicht.

Wir waren Gegensätze. Wir waren aus ganz verschiedenen Lebenskreisen. Aber wir verstanden uns. Es ist was Seltsames: sich verstehen. Man kann nicht sagen, was es ist. Es spricht sich selbst niemals aus. Man fühlt es nur. Und so wird man eins, einander unentbehrlich. Herz zu Herz, selbst wo man meint, Geist zu Geist. Das Herz hat immer die direktesten Wege, und die Gedanken benutzt es als Boten seiner Gefühle. So verstanden und ergänzten wir uns. Ich die Schwere und verträumt, er die Leichtigkeit und der Lebenssinn.

In die Akademie war ich hauptsächlich durch das Bild des Mädchens mit der Kaiserkrone aufgenommen worden. Man hat Bild und mich mit Erstaunen angesehen. Was das sein sollte? fragte man sich und fragte man mich. Aber ich wußt's ja nicht. Ein Kind, das eine Kaiserkrone gepflückt hat und sie freudig über den Rasen trägt. Aber man hatte damals keinen Sinn für so einfache Motive und so natürliche Farben, glaub' ich auch.

Na ja, man nahm mich. Man besah meine anderen Bilder und sagte mir, daß ich noch viel lernen müsse. Das wußte ich aber so schon. Ich war nun begierig, was es wäre, das ich lernen müsse. Es war halt mancherlei, das nicht in mich wollte. Ich war ein zu schlichtes Naturkind, um mich konstruieren zu lassen. Auch meine Kunst war so. Ein Einfall, ein Eindruck, eine Stimmung. Immer ein Ausdruck meines Innern. So malte ich. Gewissermaßen ohne alle Regel.

Und so lernt' ich gewiß nicht viel auf der Akademie. Schon nach ein paar Monaten hielt ich's nicht mehr aus. Ich brauchte die Natur und meine Einsamkeit. Ich konnte mich nicht zur Schönheit leiten lassen, ich konnte nicht Kunst lernen. Dazu empfand ich sie zu stark. Darum ward ich nie ein Rönner. Ich wäre es vielleicht geworden, wenn ich einen gefunden hätte, der mich auf das Wesentliche der Kunst aufmerksam gemacht hätte, auf mein Empfinden eingegangen wäre und mir den Glauben an seine tiefsten Momente gelassen hätte. Aber mit der Schablone ging's halt nicht. Ich mußte mit meinen Augen sehen, konnte nicht lernen, wie die „Meister“ zu sehen. So war und blieb alles unzulänglich in mir. Ich fand keinen Lehrer, keinen, dem gegenüber ich Lerner geworden wäre. Dazu gehört Herzenseinigkeit und Empfindungsgleichheit. Ich wüßte wirklich ein Lied davon zu singen.

Ich wohnte mit meinem Freunde zusammen. Schlecht und gerecht hausten wir. Unsere inneren Stürme tobten wir zusammen aus.

Ach, es tut wohl, einen Menschen zu haben, einen einzigen, vor dem wir unsere Seele nicht zu verhüllen brauchen. Mag das Leben an äußerem Unglück bringen, was es will, es läßt sich allein verwinden; aber der Rummer, der tief in der Seele zehrt, der ruft nach Mitgefühl.

Endlich ging mein Freund auch von der Akademie weg. „Wir machen uns selbst, Lukas“, kam er eines Tages. „Gilt das auch vor der Welt nichts, es ist genug, wenn es vor uns was gilt. Wir brauchen keinen Stempel, keine Schule und kein Examen. Vielleicht ist die Gefahr größer, unterzugehen, aber wenn wir nicht untergehen, sind wir zwei harte, stolze Kerle, Lukas! Auf also!“

In dieser Zeit schafften wir beiden mit neuem Mute. Mein Freund hatte vor mir viel voraus. Er war härter als ich, tätiger, beweglicher. Er hatte eine weit fertigere Hand, und er bekam leicht jeden Kunstgriff los. Er war ein Nachahmer *comme il faut*. Das brachte mich manchmal halb zur Verzweiflung. Denn die meisten Talente waren damals so wie er. Es ist merkwürdig, wie da die Natur manchmal ihr Spiel macht. Oder tut's die Zeit?

Es war eine Zeit der „Fertigen“. Eine Zeit der Macher und der Mache. Man war so ganz sicher in den Mitteln. Es tat's einer wie der andre. Und so fand ich nirgends ein Mittel und einen Ausdruck für mein Empfinden. Es blieb alles unbeholfen in mir und naiv, und unbeholfen und naiv war alles, was ich machte. Ich blieb das Landkind. Niemand wollte das verstehen. Es war etwas ganz Fremdes. Da war nichts vom Theatralischen, von der Pose und festgelegten Form. Gewiß war noch nichts auf der Höhe von mir. Aber ich verzweifelte von vornherein, auf die Höhe zu kommen. Was ich ringsum sah, entmutigte mich. Die Zeit war mir nicht günstig.

Nur mein Freund stand manchmal sinnend vor meinen Sachen: „Es fehlt ja in allen Ecken, Lukas, in allen Ecken. Gar nichts Kunstschule. Gar keine Schulung; aber rein gar keine. Aber Kreuz-Kanonen, das, und das — was gäb ich drum!“ Das machte mich ein wenig stolz. Nur konnt' ich nie begreifen, was das und das für ein Besonderes wäre. Es war mir ja so selbstverständlich.

Ja, so lebten wir hin. Skizzierten und malten und wuchsen innerlich aus mancher Enge heraus. Nur wuchs ich halt mit dem Leben nicht zusammen. Ich blieb ein unpraktischer Träumer, der mit sich und den Verhältnissen nichts anzufangen wußte.

Da war nun mein Freund anders. Eines Tages faßte er mich am Kragen: „Lukas“, sagte er, „wir sind am End'. 's muß Geld herbei! Ich mach' einen tollen Streich, gib acht!“

Ich war gespannt. Er saß zwei Tage vom Morgen bis zum Abend im Schweiß seines Antlitzes vor der Staffelei. Gott, was machte er doch! Ich weiß es heut nicht mehr.

Er machte bald so viel Derartiges. Ein ganz kleines Bildchen. Ganz in brauner Sauce. Recht alt. Heute Cinquecento, morgen Quattrocento,

übermorgen Holländisch. Alles, was alt und braun war, gefiel. Er flatschte in die Hände, als er fertig war, und umarmte mich: „Lukas, jetzt gibt's Geld!“

Er trug's zu einem Händler. Vielleicht war's ein Trödler oder ein Antiquitätenhändler. Ich weiß nicht, ob der wußte, was er kaufte. Vielleicht kannte er auch seine Kunden. Er kaufte es. Für ein paar Gulden nur, viel zu viel aber dafür. Und am andern Tag machte mein Freund wieder eines, und so ein paar Tage lang. Fast noch naß — nur wenn wir Geld hatten, blieb der Vorrat stehen — trug er's zu seinen Händlern. Er hatte sich ein paar gesichert.

Vollständig skrupellos machte er das. Meine Einwände verlachte er. Einmal, als ich ihm eine gar zu strenge Predigt gehalten hatte, gab er mir trocken Brot, und er saß daneben und aß Eier und kalten Aufschnitt zum Abend und trank seine paar Maß dazu. „Leben!“ sagte er.

Und daran ist er auch verdorben. Es war so eine Zeit. Man mußte schon sehr stark sein, wenn man sich in ihr erhalten und hochbringen wollte. Ich glaub' nicht, daß es an Talenten fehlte. Es fehlte vielleicht nur an ihrer Freiheit und Selbständigkeit. Nein, ich glaub', es fehlte an der Bewegung in dieser ganzen Zeit, an der Beweglichkeit in jedem Einzelnen darum. Es war alles nur gemalt, — es war kein Ausdruck, kein eigenes Erleben, kein Unterscheiden. Man hatte zu viel „gelernt“, und man wollte alles mit dem „Gelernten“ zwingen. Übrigens aber, das nicht zu vergessen, es war immer noch viel Spannung in mir, viel Vertrauen und Wollen.

Ich lag wie früher draußen im Freien, an der Isar, im Gebirge; ich saß zur Marktzeit auf dem Markt zwischen den Hökerweibern — der Münchener Markt ist nämlich einzig in seiner Farbigkeit — nichts war mir zu gering. Ich war nicht der Mann der großen Motive, ich ging nie auf das „Bedeutende“ aus. Eine Wiese und ein Wasserlein, — ein altes Haus und blühende Bäume im Gärtchen, — ein Obststand und die Hökerin dabei, die geschickte Katze auf dem Schoß. Man zuchte die Achseln: das war meine Kunst.

Ich hatte bis jetzt versäumt, einen großen Flatschen zu malen. Vielleicht: „Alexander durchhaut den gordischen Knoten.“ Aber ich vertraute auf meine kleinen Bildchen, wenn sie auch niemand wollte. Ich war in ihnen, mein Schönstes und Bestes. Das genügte mir.

Und dann war so eine Bemerkung meines Freundes: „Du, wie siehst du das nur?“ — oder: „Wo siehst man denn so was, sag!“ — ach ja, das erhob mich.

Gott, was ist doch der Mensch so klein und einfältig. Er opfert und opfert, und ein Windhauch zerstreut ihm den Rauch in alle Weiten, daß er

verloren ist für immer. Dann steht er da und sieht ihm traurig nach. Was ist er nicht zufrieden, daß er wenigstens opfern durfte, zu opfern hatte! Und wir lieben und quälen uns um die Erfüllung, und sollten doch beseligt sein, die Liebe in uns zu haben und reich zu sein in ihrer Reinheit und Sehnsucht. Die Sehnsucht ist auch ein Besitz. Vielleicht unser schönster und höchster. Mich hat das die Kunst gelehrt.

Als wieder mein Quartalsgeld vom Stipendium gekommen war und mein Freund ein paar seiner altertümlichen Bilder verküßt hatte, beschlossen wir, eine große Fußtour ins Gebirge zu machen. Wir wollten einmal recht genießen, recht leben, beschaulich und ungestört. Wir durchstreiften das bairische Oberland die Kreuz und die Quere. Wir skizzierten, malten und — faulenzten. Das war unsere größte Genialität. Recht leicht lebten wir in den Tag hinein. Wo der Weg uns gerade hinführte, waren wir daheim. Daheim — nirgends und überall.

Es waren so köstliche Tage. Gesund und frei und erfrischend. Wir waren ganz allein auf der Welt. Die ganze Welt gehörte uns.

Wir wollten Menschen sein vor allen Dingen. Künstler, je nun, so nebenbei. Menschen in erster Linie. Und alles, was wir aufnahmen, sahen und hörten, mochte es Frohes, mochte es Trauriges sein, es sollte unser Besitz werden. Reich wollten wir daran werden. Recht reich, daß wir ganz würden.

So etwa besprachen wir's miteinander.

Wir sagten uns, daß wir nur etwas geben dürften, wenn in uns alles klar und ganz läge. So ein stiller Besitz, so ein Blick über die ganze Welt, alles zu begreifen, alles zu verstehen." —

Der arme Lukas hüstelte ein wenig. Er trommelte auf seinen Tisch und wiegte den Kopf. Er lächelte auch ein wenig.

„Wir waren so jung und voller Träume, voll hohen Sinns.“

Es gab wieder eine Pause.

„Hohen Sinns! — ich kann's gar nicht verringern, ich muß den ganzen Sinn davon nehmen. Hohen Sinns, ich muß es gelten lassen.“

Er machte wieder eine Pause. Dann stand er auf und legte die Hand auf meine Schulter.

„Junger Freund,“ sagte er, „so eine Zeit hat man nur einmal im Leben. Da wird man getragen. Da trägt man nicht. In späteren Jahren, wenn sich einer so erheben will, hängt ihm zu viel an, trägt er schon zu schwer. Dann zählt er Schritt um Schritt, denn jeder Schritt ist dann eine lange Spanne Zeit. Aber so einen leichten Gang und so einen raschen Fuß, — ja, ja, — — da muß man drauf zu marschieren, da darf einen nichts aufhalten. Sonst ist's verpfuscht. Verpfuscht fürs ganze Leben.“

Er seufzte tief, und sein Kopf sank auf die Brust. Es war lange be-

klemmend still. Dann sagte er schwer und dumpf, daß es mich eilig über-
lief: „Für's ganze Leben! ja!“

Darauf erhob er sich ein wenig, und seine Stimme klang freier.

„Und mir sprang so ein Hindernis jetzt in den Weg, und ich fand den
Schritt nicht mehr. Ich kam aus dem Geleise. Vielleicht — —“

Er machte wieder eine Pause und sann. Und aus seinem Sinnen her-
aus meditierte er:

„— Ja, wer kann das wissen! Daß ich's als Künstler nicht höher
brachte — es war eine böse Zeit für einen, der war wie ich. Es mochte
ja auch nicht ausreichen bei mir. Denn was so ein Ganzes und Rechtes
ist, das setzt sich durch, trotz der Zeit; daran glaub' ich. Aber als Mensch
— ich meine so auch den äußeren — ja, das hängt doch an mir. —

Wir hatten im Gebirge von niemand in der Welt was gehört. Von
keinem Menschen. Als von den Bewohnern natürlich, mit denen wir lebten.
So wollten wir's haben. Ganz vergraben wollten wir sein.

Zwei Monate dauerte das beinahe. Ganz abgebrochene, ganz abge-
schlossen von der Welt. Da wacht alles auf, was in einem ist. Ich glaub'
ja wohl, wenn's zu lange dauert, und wenn man noch zu jung ist, zehrt
man sich dabei auf. Denn in die Einsamkeit darf nur gehen, der Nahrung
für ein Leben in sich hat. Und so kehrten wir eines Tages heim nach Mün-
chen. Je näher wir kamen, um so schwerer ward mir. Ich konnt's nicht
aus mir bringen, was da in mir aufgewacht war. Ich sang und lachte nicht
mehr. Ich sprach nichts mehr. Der Freund redete mir zu. Es half nichts.
Eine Angst und Traurigkeit lag in mir, die mich furchtbar quälte.

Ich hab' zwar immer noch einer Freud' ein ängstliches Gefühl gehabt.
Das hab' ich aus meiner Jugend her. Aus dem engen Leben, aus dem
wenig Freudigen. Ich bin nie ein Mensch gewesen, der Freuden ertragen
konnte. Ich mußte immer im Hellen an das Dunkle denken. Aber dies-
mal war's seltsam ahnungsvoll und schwer. Und richtig, da wir daheim
waren, war die Ahnung erfüllt.

Es lag ein Brief da vom Vater. Schon beinahe drei Wochen zurück.
Die Mutter war gestorben, — und nun schon begraben, schon lange be-
graben. Und ich war derweilen leichtsinnig und guter Dinge in Gottes
freier Welt herumgewandert. Hatt' vielleicht grad ein übermütig Liedchen
gesungen, da sie daheim an meiner Mutter Grab gestanden hatten.

Was ging mir nun all durch den Kopf! Da ist das Leben — da sind
wir, die Lebendigen! — und da ist der Tod, und da sind die Toten! Wie
daß nebeneinander liegt!

Keine Mutter mehr! Und der Gedanke, daß sie nun erlöst sei, und
daß es meine Mutter sei, der ich mein Leben verdanke. Daß ich fern war
während ihrer letzten Stunde, daß sie mich vielleicht gern noch einmal ge-

sehen, noch einmal gesprochen hätte. Und daß sie so gerne leben wollte. Sie sei sanft eingeschlafen, schrieb der Vater, und daß sie nun schon ganze drei Wochen in der Erde liege.

Al das fiel zentnerschwer auf mich. Tage saß ich so und sann und grübelte. Und Vorwürfe machte ich mir die Menge, schwere Tage lang — und Nächte, lange Nächte lang. Mein Freund sprach mir keinen Trost. Das müsse der Mensch allein in sich austragen.

Er hatte recht.

Da kam ein zweiter Brief meines Vaters. Hart und barsch, wie das leicht seine Art war. Daß ich keinen Funken Kindesliebe im Herzen habe, keinen Schimmer Dankbarkeit. Daß ich ein verbummelter Mensch sei, wie er sich das immer gedacht habe, aus dem sein Lebtage nichts werden könnte. Denn daß ich zur Beerdigung nicht gekommen sei, nehm' er mir am Ende weniger übel; aber daß ich drei Wochen nach der Mutter Tod noch keine Beile heimgeschrieben habe, sei doch eine Schande.

Nun, das war aufzuklären. Am Ende des Briefes aber stand eine Bemerkung, die seltsam auf mich wirkte. Ich wußte zunächst nicht, sollte ich froh, sollte ich traurig sein.

„Es ist ein Glück für mich, daß das Luischen da ist und mir den Haushalt führt. Ich wüßte nicht, wie ich's sonst machen sollte. Sie ist sehr fleißig und tüchtig, und sie hat der Mutter in den letzten Lebenstagen brav geholfen.“

Da war die Mutter vergessen. Ja, 's ist furchtbar für einen Menschen, das sagen zu müssen; aber ich bin allezeit ehrlich gewesen und sag's. Herrgott, da schrie was in mir. Da schrie das Leben in mir!

Das Leben, junger Freund, das achtet nicht des Grabes und Sarges. Das kennt nur sein Recht. Das setzt sich auf Leichen und lacht und jubiliert. Herrgott, das Leben!

Ich schrieb dem Vater einen Brief, und es gingen ein paar noch hin und her. Zulezt ward ausgemacht, daß ich vorderhand nicht heimkommen solle. Es sei besser so. Wegen mir — und, wie der Vater vorsichtig durchblicken ließ, wegen dem Luischen.

Ich fühlte mich noch nicht reif zur Heimfahrt und folgte ihm.

Dem Leben danke . . .

Dem Leben danke früh und spat
Durch Werk und Tat
Und trag als Krone deine Bürde
Der Mutterwürde.

Denn ruft dich weich im Tageslaut
Ein Stimmchen trant,
So will vom Süßesten auf Erden
Ein Gruß dir werden.

Und tastet leis in deine Hand
Sich Kinderhand,
Dann will mit holdester der Gaben
Ein Gott dich laben.

Johanna Siebel, Zürich.